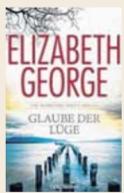


KURZ & KNAPP



Elizabeth George: Glaube der Lüge – Fast zwei Jahre haben sich Fans der Amerikanerin Elizabeth George in Geduld üben müssen. Nun geht es im mittlerweile 17. Inspektor-Lynley-Roman weiter in der Reihe um den adligen Polizisten. Der hatte nach dem Tod seiner Frau und seines ungeborenen Kindes noch traumatisiert den Dienst bei Scotland Yard wieder aufgenommen. Dieses Mal verschlägt es den Inspektor in den Nordwesten Englands, um undercover in einem Fall zu recherchieren, der eigentlich schon als Unfall zu den Akten gelegt wurde. Betroffen ist eine reiche Familie, die an ungläublichen Lügen und unausgesprochenen Wahrheiten zu zerbrechen droht.

Neben den für sie typischen analytischen Exkursen in die menschliche Psyche schwelgt die Autorin auch wieder in der mitunter gar zu ausführlichen Beschreibung der britischen Landschaft. Generell sind ihre Abschweifungen mit verantwortlich für den beträchtlichen Romanumfang, der inhaltlich sicher nicht gerechtfertigt ist. fka

Ⓜ Aus dem Amerikanischen von Norbert Mölleman, Charlotte Breuer. Goldmann Verlag; 700 Seiten, 24,99 Euro



Silke Scheuermann: Die Häuser der anderen – Am Kühlmühlgraben wohnen die Reichen und die Schönen. Zum Beispiel die Kunsthistorikerin Luisa und der angehende Biologie-

professor Christoph. Ihre Ehe wirkt perfekt. Wie sich zeigt, stimmt der schöne Schein nur auf den ersten Blick. Ein weiterer Anwohner ist der Promi-Veterinär Taunstät. Er und seine Frau haben einen sozial benachteiligten Jungen adoptiert und ahnen nicht, wen sie sich da ins Haus geholt haben. Und dann gibt es da noch das schule Pärchen, das den Nachbarn das Leben zur Hölle macht, bis sich einer der beiden eines Tages ganz unpassend verliebt.

Sehr unterschiedliche Existenzen steckt Silke Scheuermann in „Die Häuser der anderen“. In nur locker miteinander verbundenen Kapiteln erzählt sie lakonisch von Alltagsbanalitäten und Abgründen an der Frankfurter Peripherie. Es geht um Schein und Sein, um Selbstinszenierung, Missgunst und Neid, aber auch um Momente des Glücks. sp

Ⓜ Schöffling & Co.; 264 Seiten, 19,95 Euro



Olof Lagercrantz: Strindberg und ich – Vor hundert Jahren starb der Dramatiker, Poet und Pessimist August Strindberg (1849–1912). Dieses Jubiläums-

Jahr ist Anlass für den Berenberg Verlag, nach den wunderbaren „Notizen eines Zweiflers“ nun ein Buch vorzulegen, in dem der schwedische Publizist und Strindberg-Biograph Olof Lagercrantz (1911–2002) die Anstrengungen der Beschäftigung mit dem Landsmann wie auch die Bewunderung für ihn bündelt. Der Lyriker und Zeitungsredakteur mit kulturellem Bewusstsein hat diese Annäherungen und Reflexionen bereits 1980 veröffentlicht, nun liegen sie erstmals auf Deutsch vor.

Es war wohl keine Liebe auf den ersten Blick. Hatte er die Gefangenschaft Strindbergs in der Sinnenwelt zunächst als qualvoll empfunden, sah er sie erst später als dessen Größe. Auf wenigen Seiten, in kurzen anekdotischen Texten, gelingt Lagercrantz hier ein facettenreiches (Doppel-)Porträt. jaf

Ⓜ Aus d. Schwedischen v. Renate Bleibtreu. Berenberg Verlag; 96 Seiten, 20 Euro



Daniela Dröscher: Pola – „Ich habe dreißigfünf Filme, zwei Ehemänner und einen Weltkrieg überleben. Und jetzt, stell dir vor – will Hollywood nicht mehr.“ Pola Negri kann es

nicht glauben. Bis vor kurzem war sie der meistgefeierte Filmstar Hollywoods. Jetzt reden alle nur noch von der Garbo. Was ihrer Karriere in den USA endgültig das Genick bricht, sind ihre hohe Stimme und ihr harter Akzent – für den Tonfilm unmöglich. Pola kehrt nach Berlin zurück. An diesem Wendepunkt setzt der Roman von Daniela Dröscher ein.

„Pola“ zeichnet das ebenso exzentrische wie beeindruckende Leben eines der größten Stars der Kinogeschichte nach. Sehr gut fühlt sich die Autorin in die komplexe Persönlichkeit dieser Diva ein, die mit ihren Affären mit Charlie Chaplin oder Rudolph Valentino genauso von sich reden machte wie mit ihren exaltierten Auftritten. In Rückblicken erzählt der temporeiche Roman nebenbei Polas Jugend. Aus bettelarmen Verhältnissen hat sie sich mit List und Willensstärke ganz nach oben gearbeitet. sp

Ⓜ Berlin Verlag; 304 Seiten, 19,99 Euro



Der Prozess gegen den Ex-Jukos-Chef Michail Chodorkowski (li.). Ist er so unschuldig, wie er behauptet?

Foto: dpa

Schmutzige Westen

Der Leipziger Publizist Viktor Timtschenko räumt mit Mythen und Legenden um den ehemaligen ÖI-Magnaten Chodorkowski auf



Publizistischer Mut: Viktor Timtschenko.

Die Geschichte der osteuropäischen Umbrüche ist zugleich die Geschichte einer äußerst selektiven Wahrnehmung dieser Prozesse durch und in Westeuropa. Wie sehr das Bild von Voreingenommenheit geprägt ist, zeigt sich exemplarisch an Russland. Von Michail Gorbatschow, über Boris Jelzin bis zu den schillerndsten Vertretern der Oligarchie war das Bild oft genug von einer oberflächlichen Ikonografie geprägt, die mehr über westliche Wunschvorstellung als über wirkliche Kenntnis der Umwälzungen in Russland aussagte.

Perestroika und Glasnost etwa, die einst vom sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow angestoßen wurden, um das sozialistische System zu retten, galten im Westen irrtümlich als Bekenntnis zu einem Gesellschaftsmodell westlicher Prägung.

Auch die chaotischen Herrschaftsjahre Jelzins, in denen der Ausverkauf russischen Volksvermögens zur faulen Blüte gelangte, galten selbst aufgeklärten Beobachtern im Westen als Vollzug der Demokratie. Ähnlich ideologisch verfährt erwie sich das Bild der russischen Oligarchen. Figuren wie der ehemalige Jukos-Chef Michail Chodorkowski galten (und gelten) im Westen als honorare Unternehmer, die mit Erfindungsgeist und Engagement Russland zur Marktwirtschaft führten, obwohl ihre wirtschaftliche Imperien das Produkt höchst krimineller Energie waren.

Wie möchte diese Wahrnehmung mit der Realität zu tun hat, zeigt sich anhand der geradezu mythisch überhöhten Person Chodorkowskis. Der prominenteste Strafgefangene Russlands war einst einer der reichsten Männer Russlands, gehörte als Ziehhilf von Ex-Präsident Jelzin zu dessen innerem Kreis und stürzte schließlich tief, als er sich während der ersten Amtszeit von Präsident Putin in die Politik einmischte. Seine Verhaftung löste im Westen ein einhelliges Echo aus,

niemand ohne Verbrechen reich geworden ist, den geschäftlichen Werdegang dessen Ölmagnaten. Und der hat es in sich.

Im Gegensatz zur landläufig verbreiteten Meinung, Chodorkowski habe sich nicht in größerem Maße schuldig gemacht als andere Oligarchen, weist Timtschenko mit äußerster Akribie und zahllosen Fakten nach, dass der sagenhafte Aufstieg zum Milliardär nur über skrupellose Beugung von Recht, Fälschung von Bilanzen, Schädigung von Staat und Gesellschaft, Intransparenz bis hin zum Verdacht der zumindest indirekten Verwicklung in Auftragsmorde zu erreichen war.

Kurz: Chodorkowski wäre in jedem anderen Land der Welt mit einigermaßen funktionierender Rechtsprechung auch hinter Schloss und Riegel gelandet. Auch die im Westen als Grund für eine Exkulpation bemühte Wandlung zum transparenten Unternehmer, der allgemeine Standards einführt und sich wohltätigen Zwecken widmete, erweist sich bei genauerem Hinsehen als Schimäre. Sie erfolgte erst, als die Staatsanwaltschaft bereits gegen den Milliardär ermittelt.

Entscheidend in der Beurteilung des Umgangs der russischen Staatsmacht mit Chodorkowski und der Zerschlagung von Jukos bleibt jedoch ein anderer Aspekt, der hierzulande auffällig selten beleuchtet wurde. Wie andere russische oligarchische Unternehmen entstand Jukos aus der Überlegung heraus, strategische Konzerne lieber an russische Käufer als an Ausländer zu verkaufen. Die späteren Oligarchen kamen so zu Dumpingpreisen an die Filetstücke der russischen Wirtschaft. Und Jukos wurde im

Rahmen dieser Privatisierung zum größten russischen Monopolisten. Dessen ungeachtet setzte Chodorkowski an, Teile des Konzerns an den größten westlichen Öl-Multi Exxon zu verkaufen. Es war von bis zu 40 Prozent die Rede. Wie der Russland-Experte und Transformationswissenschaftler Kai Ehlers bemerkt, hätte dies im Kern bedeutet, dass angesichts weiterer US-Beteiligungen an anderen Firmen Russlands Ressourcen tendenziell unter den Zugriff von US-Firmen geraten wären. Spätestens hier drängt sich die Gegenprobe auf: Wie hätte die US-Regierung in einem analogen Fall reagiert?

Witzig, zum Teil sarkastisch beleuchtet Timtschenko schließlich die Voreingenommenheit deutscher Medien in der Berichterstattung über den Fall Chodorkowski. Ein Beispiel ist das Gerichtsurteil, das im Dezember 2010 noch nicht zur Verfügung stand, und bis heute nicht in einer deutschen Übersetzung vorliegt, was zahlreiche Kommentatoren in Deutschland dennoch nicht daran hinderte, ein vernichtendes Urteil über den Zustand der Rechtsprechung in Russland zu fällen.

So rückt dieses Buch nicht nur das Bild einer unstrittenen Figur gerade, sondern auch unseren Umgang mit vermeintlichen Wahrheit hinterfragt. Kostas Kipuros



Viktor Timtschenko: Chodorkowski. Herbig Verlag; 336 Seiten, 19,99 Euro

Fast schlaflos in Moskau

Neonträume: Sergej Minajews neuer Roman zeichnet erneut ein schräges Bild des heutigen Russland

Für seine Freundin Lena ist Andrej Mirkin Manager der noch im Aufbau begriffenen russischen WalMart-Filialen. Für Rita, die zweite feste Beziehung, ist er Inhaber eines ebenfalls noch nicht existierenden Clubs in der russischen Hauptstadt. Bei den sonstigen Affären, die sich zu meist auf eine schnelle Nummer in einer öffentlichen Toilette beschränken, spielt die Identität keine Rolle. Doch eigentlich ist Mirkin Journalist beim Beobachter, zuständig für Berichte aus der Welt der millionenschweren „Neuen Russen“.

Dazu möchte er selbst gern gehören, Image und Lebensstil passen auch schon, nicht aber die Einkommenslage. Und bei seiner Arbeitsweise, zwischen den privaten Vergnügungen und dem Ausschlafen von Alkohol- und Drogenruschen mit minimalem Aufwand und maximalem Delegieren das Nötigste zu erledigen, kann sich daran auch nicht so schnell etwas ändern. Selbst seine Versuche in Gangsta-Trash, seiner speziellen Hip-Hop-Variante, klingen für Kenner der Szene nicht sonderlich erfolgversprechend.

Sergej Minajew kennt diese schillernde Welt aus eigener Erfahrung. Sein 2010 auf deutsch erschienener erster Roman „Seelenkalt“ spielt schon im glei-

chen Milieu. Das Schreiben hat ihm den Ausstieg ermöglicht, ohne ganz die Verbindung zu verlieren. Der 1975 in einer typischen Familie der sowjetischen Intelligenzija Geborene tauschte sein Geschichtsstudium in den wilden 90ern gegen eine erfolgreiche Karriere als Manager ein. Jetzt gehört er zu den bekanntesten Schriftstellern der jüngeren Generation in Russland.

Dieses Moskau, durch das sich sein Held Mirkin im neuen Buch „Neonträume“ jongliert, zumeist nachts, wirkt wie ein giftig schimmernder Cocktail aus Paris, London, New York. Dazu dann noch ziemlich viele synthetische Substanzen. Unter all den häufig eingestreuten Namen westlicher Modemarken und auch der Musik, die nur selten im Lande produziert ist, wird jede Identität zugeschüttet. Andrej weiß zwar auf den ersten Blick ein Nokia 8800 von einem Sirocco zu unterscheiden, nicht aber einen Lada von einem Wolga. Und jedes, wirklich jedes einigermaßen gut aussehende Mädchen hat nichts anderes vor, als für einen Oligarchen oder dessen Söhnchen die Beine breit zu machen.

Die alte Metropole, Europas größte Stadt, wird tatsächlich als Neontraum dargestellt, auch wenn der originale

russische Buchtitel ganz anders lautet (The Tjokli). „Es ist der Duft frischgedruckter Dollarnoten. In dieser Stadt riecht es überall nach Geld! Moskau!“

Andrej Mirkin merkt in seinen halbwegs klaren Phasen, dass alles schief läuft. Er spricht den Leser des Buches direkt an, als würde er sich selbst analysieren. Allerdings ohne brauchbares Ergebnis. Zumindest hat er sich vorgenommen, sowohl mit Lena als auch mit Rita Schluss zu machen. Nur zwei Tage noch, um einige Sachen zu regeln. Auch das erste Konzert seiner Band, von Rita für eine Firmenfeier eingefädelt, muss klappen. Dann gibt es ja auch noch Katja, die neue Bekanntschaft, blutjung, eine völlig unschuldige Studentin aus der Provinz.

Die Geburtstagsparty eines reichen Freundes, bei der Mirkin mit Katja endlich weiter kommen will als nur nett zu plaudern, gerät nicht so wie vorgestellt. Da erzählt ein Rinat von seinem Business in Sachen Öl, die schöne Katja hört gut zu. Der verhinderte Starjournalist muss sich mit dem aus reinem Koks auf dem Küchentisch geformten Glückwunsch zufrieden geben.

Unter den vielen Telefonanrufen am kommenden Montag, den Andrej bis zu

Mittag im Kater verpennt, sind die Ermahnungen der Redaktionssekretärin Vera, dass er seine beruflichen Pflichten zu erfüllen habe, das kleinere Problem. Der AB-Spruch von Rita wiegt viel schwerer. Und der Anruf von Lena, den er dann schon im wachen Zustand wahrnimmt, auch. Nun ist es zu spät für eine Wende im Leben des Andrej Mirkin. Und zu spät ist es auch für den Autor Sergej Minajew. Selbst wenn er sich für den Schluss noch überraschende Wendungen einfallen lässt, hat er den moralischen Gummihammer schon lange ausgepackt und kriegt ihn nicht mehr in den Werkzeugkasten zurück. Jens Kassner



Sergej Minajew: Neonträume. Aus dem Russischen von Ingolf Hoppmann, Olga Kouvcinnikova. Heyne Verlag; 450 Seiten, 12,88 Euro

Sunset Boulevard Vom Bauen und Leben in L.A.

Ein Autor auf detektivischer Suche. Durch Los Angeles streift der Schriftsteller Kevin Vennemann, und was er sucht, sind Spuren einer egalitären Moderne oder dessen, was von deren Verlockungen und Versprechen übrig ist. Noch nicht korruptiert wurde von der kalten Rotation des Kapitals.

„Sunset Boulevard“ hat Vennemann sein Buch über diese Spurensuche genannt. Die Unterzeile: „Vom Filmen, Bauen und Sterben in Los Angeles“ steckt ab, welche Indizienketten er zu einem Text bindet, der sich über weite Strecken als auch polemisch dargelegtes Belastungsmaterial gegen den Architektur- und Fotografen Julius Shulman (1910–2009) lesen lässt.

Was Vennemann ihm vorwirft, ist nicht weniger, als die Utopie der architektonischen Moderne, eines „sozialen Bauens“ im Sinne eines Walter Gropius und Mies van der Rohe, verraten zu haben. Und zwar mit Bildern, die diese mitunter erstklassige Architektur in L.A. ihres sozialen Impetus beraubte, indem sie sie, reduziert auf ihre Schönheit, in die Sphären einer exquisiten Aura transformierte. Womit deren Marktwert stieg. Für die, für die hier eigentlich gebaut worden war, wurde das Gebaute unerschwinglich.

Nun mag man Vennemanns Vorwürfe, Shulman habe damit eine ganze Moderne zerstört, für überzogen halten. Zwei Sachen sprechen dennoch für ihn. Zum einen seine Offenheit. Und zum anderen ist da die Art und Weise, wie Vennemann diese Missstände eben erarbeitet. Wie er Oberflächen betrachtend Tiefenschichten transparent macht. Film ist dabei ein Thema und Mittel zum Zweck.

Ein Leitmotiv ist Billy Wilders „Sunset Boulevard“ und natürlich die berühmte Villa, in der der Film spielt. Vennemann, ein Kinobesessener, verortet Plätze, Häuser, Straßenzüge als Kulissen; wie nebenher eine Filmographie absplundet, die sich auf den L.A.-Noir fokussiert. Das gerät immer wieder zum Fest für Cineasten, mit wunderbaren Passagen etwa über Raul Walshs „High Sierra“, Polanskis „Chinatown“ und natürlich auch Curtis Hansons James-Ellroy-Verfilmung „L.A. Confidential“. Wenn der Autor durch die Stadt zu einem Treffen mit Shulman fährt und dabei wie ein Jack Gittes aus „Chinatown“ insistierende Fragen deklariert, durch die er einen Verdächtigen – Shulman – stellen will, spielt der Essay ironisch Krimi. Vennemann verdichtet und holt zugleich aus, „die modernen Leichenberge der Marginalisierten“ werden zum Menektekel gescheiterter, verräterer, korruptierter Utopien. Steffen Georgi

Landgericht Verdrängt und vergessen

„Er war angekommen.“ So beginnt Ursula Krehels neues Buch „Landgericht“. Doch er kommt nicht mehr an im Nachkriegsdeutschland, der Jude Kornitzer, der vor den Nazis nach Kuba fliehen musste. Nun kehrt er in ein Land zurück, das so schnell wie möglich zurück in die Normalität will und in dem er erneut nicht erwünscht ist. Kornitzer lehnt sich auf gegen das kollektive Vergessen und Verdrängen – und wie er das tut, das beschreibt Ursula Krehel meisterhaft.

Die Autorin, 1947 geboren, hatte erst 2008 mit „Shanghai fern von wo“ ihren späten Debütroman vorgelegt – eine Geschichte um jüdische Flüchtlinge am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, die in Shanghai zu überleben versuchen. „Landgericht“ knüpft in gewissem Sinne daran an. Es geht hier um das Schicksal eines Rückkehrers aus dem Exil, um Entnazifizierung und Wiedergutmachung in den Gründungsjahren der Bundesrepublik.

1948 kommt Kornitzer zurück nach Deutschland und wird ans Landgericht nach Mainz berufen. Gestützt auf Recherchen beschreibt Krehel in einer Mischung aus Fakten und Fiktion brillant die Atmosphäre der frühen Nachkriegsjahre, den gärenden Antisemitismus, die Feindseligkeit und das Misstrauen gegen den Rückkehrer. In nüchterner, doch eindringlicher Sprache berührt sie von Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit, sie flücht Lebensläufe von Tätern und Opfern ein, zitiert aus amtlichen Schreiben. Ein beklemmendes Buch, das mit fünf weiteren Finalisten für den Deutschen Buchpreis nominiert ist. Stephan Maurer



Ursula Krehel: Landgericht. Jung und Jung; 493 Seiten, 29,90 Euro